

131

## Cesarine.

Von Jean Richépin. Uebersetzt von S. L.

(Nachdruck verboten.)

Und mit einem Stich ins Gassenjungenhafte fügte ich noch höhniſch hinzu:

„Nehmen Sie an, daß ich mich hier abonniren will.“

„Sie, sich abonniren!“ rief er voll Schrecken aus, als ob ich eine Gotteslästerung ausgesprochen hätte. „Sie sich abonniren! O nein, wahrhaftig. Nein, mein Herr, das wollen Sie nicht?“

Er wandte sich an die fünf anderen, die alle, selbst den Dicken eingeschlossen, seinen Schrecken zu theilen schienen.

„Ich muß Ihnen in der That vorher bemerken,“ entgegnete der Alchimist, indem er mir starr in die Augen blickte, „daß wir, diese Herren und ich, fest entschlossen sind, keine jungen Leute mehr unter uns aufzunehmen. Um vollends dieses Haus zu verlieren, ich danke schön! Wir haben schon übergenug an diesem einen. Ja, übergenug. Nicht wahr, meine Herren? Wir wissen, was es uns gekostet hat, diesen ersten Eindringling zu dulden, und wenn das Fräulein . . .“

Der ehrenwerthe und schlichterne Gavarot trat lebhaft mit einer beinahe familiären Bewegung dazwischen, und legte dem Alchimisten die Hand auf den Mund:

„Ich flehe Sie an, mein lieber Herr Bochar, mein lieber Freund, beruhigen Sie sich! Enthüllen Sie nicht unseren Kummer vor einem Fremden; unseren Familienkummer möchte ich sagen, ja, unseren Familienkummer. Leiden wir unter uns allein. Sie verstehen, was ich sagen will. Ich meine, leiden wir mit Würde. Mit anderen Worten, leiden wir . . . unter uns allein.“

Ein seltsamer Argwohn stieg in mir auf. Waren diese sonderbaren Heiligen auf Paul eifersüchtig? War nicht er dieser erste Eindringling, von dem der wilde Alte mit solcher Bitterkeit sprach? Und stammte ihr Leiden, ihr Kummer . . . ihr Familienkummer nicht daher, daß sie für diesen jungen Mann geopfert worden waren? Ich erinnerte mich an die Auflage, die der Kapitän gegen Cesarine erhoben hatte:

„Doch, doch, die Geliebte Heurtault's und eines Hausens anderer.“

Der Hausen anderer waren also diese da! Ich konnte aber doch nicht daran glauben, so häßlich und lächerlich erschien mir die Geschichte. Ich wollte sofort wissen, woran ich mich zu halten hätte, und indem ich lähn den Stier bei den Hörnern faßte, sagte ich ihnen geradezu auf den Kopf:

„Nun, meine Herren, ob ich abomirt bin oder nicht, ich wünsche mit Fräulein Cesarine zu sprechen, um von ihr näheres über meinen Freund zu erfahren, über meinen Freund . . .“

Ich hatte keine Zeit, den Namen auszusprechen, denn der jähzornige Alchimist errieth ihn, ehe er noch von meinen Lippen gekommen war. Er machte eine Bewegung auf mich zu, als wenn er mich schlagen wollte und schrie mir direkt ins Gesicht:

„Ueber Ihren Freund, Herrn Paul, nicht wahr?“

Es war nicht der geringste Zweifel mehr möglich, daß sich darin die Eifersucht eines Geliebten befandete oder wenigstens die Eifersucht eines ausgestochenen Verliebten; mit solchem Haß und solcher Verachtung betonte er dieses „Herr Paul“. Und zugleich las ich von den Gesichtern der übrigen, daß damit Bochar die gemeinsame Empfindung aller ausdrückte. Nur der ruhige Herr Gavarot blickte mit einer weniger wilden Zustimmung durch seine Brillengläser. Sein Blick drückte vielmehr keine eigene Ueberzeugung aus, und er machte den Eindruck, als ob er wie ein langjähriger Beisitzer aus alter Gewohnheit der autoritativen Meinung des Präsidenten beistimmte. Deshalb wandte ich mich auch an ihn, um hinzuzufügen:

„Könnten Sie mir nicht einige Aufklärungen geben, während ich Cesarine erwarte?“

Bochar war auf seinen Hut zugestürzt und stülpte ihn über ein Köppchen, genau so, wie der Vater Heurtault, was mich auf den ergötzlichen Gedanken brachte, daß dies bei diesen Mathematischen jedenfalls eine Art Mode sei. Ich mußte bei dieser Vorstellung lächeln, aber der alte Wütherich hielt mein Lächeln für eine neue Beleidigung und schrie:

„Es ist eine Schande, mein Herr, wahrhaftig eine Schande, daß man derartigen Beschimpfungen an einer so ehrwürdigen Stätte ausgesetzt sein muß, wo bisher die Wissenschaft allein ihre Stimme erhoben hatte, ihre Stimme, meine Herren . . .“

Da mein Lächeln seinen Redefluß aus dem Text brachte, suchte er nach einem Wort und fügte dann mit einer großartigen Geberde hinzu:

„Ja, ihre Stimme, meine Herren, ihre ruhige Stimme.“

Aber plötzlich hielt er inne, denn er empfand auf einmal selbst den Mangel an Uebereinstimmung zwischen seinem eigenen Verhalten und dem von ihm gewählten Beiworte, bei dem ich unwillkürlich die Augenbrauen in die Höhe zog. Und wüthend lief er hinaus, oder rettete sich vielmehr ins Freie, indem er heftig die Thür hinter sich zuschlug. Einer der vier Greise, die bisher im Schweigen verharret hatten, flüsterte:

„Ein sehr bedauerlicher Vorfall, meine Herren, sehr bedauerlich.“

Ein zweiter, der dadurch ermutigt wurde, glaubte seinerseits das Wort ergreifen zu müssen, und schlug vor, dem Beispiel, das der würdige Herr Bochar gegeben, zu folgen.

„Unser Dekan!“ sagte er. „Wenn wir ihm nicht folgten, sähe es aus, als ob wir ihm nicht beipflichteten.“

„Aber! . . .“ begnügten sich die anderen zu flüstern.

„Aber ich, meine Herren,“ warf der gute Gavarot ein, „ich kann trotzdem nicht. Es ist mir unmöglich, absolut unmöglich, weil ich Fräulein Cesarine versprochen habe, das Kabinet nicht ohne Aufsicht im Stiche zu lassen.“

Man drückte ihm allgemeines Beileid aus; aber das Mitgefühl ging doch bei keinem so weit, daß er das schreckliche Geschick, dem man ihn überlieferte, nämlich allein mit mir zu bleiben, hätte theilen mögen, mit mir, mit dem Freunde von „Herrn Paul“. Vier Hüte wurden auf vier Köppchen gestülpt — also das war wirklich Mode hier! — und ernst und würdig, meinen Gruß kaum mit einem verächtlichen Kopfnicken beantwortend, spazierten die vier alten „Maulwürfe“ schweigend wie in einer Pantomime im Gänsenmarsch hinaus.

Ich wartete höflich, bis der Letzte hinaus war, ehe ich meinem Lachreiz Folge gab. Aber nachdem der Letzte hinaus und ebenso geräuschvoll wie dieser schreckliche Bochar die Thür hinter sich zugeschlagen hatte, platzte ich endlich heraus. Aber plötzlich sah ich, wie unter dem einzigen Brillenpaar, das mich jetzt betrachtete, zwei dicke Thränen aus den Augen des Herrn Gavarot hervorquollen, während er traurig seufzte:

„Arme Cesarine! Arme Cesarine!“

Ganz gerührt näherte ich mich dem braven Manne, der sich auf einen Stuhl hatte fallen lassen, und setzte mich neben ihn. In dem instinktiven Drange, aus ihm vertrauliche Mittheilungen herauszulocken, fragte ich ihn ziemlich indiscret, wie ich selbst gestehen muß:

„Macht Paul sie unglücklich?“

„Oh!“ seufzte er. „Was fragen Sie mich da! Müssen Sie gerade an mich von uns allen eine solche Frage richten? Empfinden Sie denn nicht, daß Sie mir damit den Dolch in der Brust umkehren? Ja wirklich den Dolch. Denn auch ich leide unter diesem . . . wie soll ich sagen? . . . unter diesem Zustande. Gewiß nicht, wie Herr Bochar, davon ist keine Rede. Er ist gegen ihn — und er ist leider nicht der Einzige — von einer Voreingenommenheit erfüllt, die ich table, glauben Sie mir. In unserem Alter darf man nicht mehr derartige Gedanken hegen, sie vielmehr, wie ich es thue, in andere Empfindungen umsehen. Mit anderen Worten: man muß sich klarmachen . . . Aber das hindert doch nicht, daß ich gleichfalls leide. Väterlich, verstehen Sie mich recht, ganz väterlich. Ein Kind, das uns gehörte, mit einem Worte: uns. Und nicht wahr? Ich weiß nicht, ob ich mich klar genug ausdrückte.“

Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu unterbrechen:

„Nein, nicht sehr klar.“

Seine Erklärungen schienen mir in der That ein wenig dunkel, und die Meinung befestigte sich in mir, daß alle diese Greise Paul zürnten, weil er von Cesarine geliebt werde. Nun, inwiefern gehörte sie ihnen, wie er sich ausdrückte? Und was wollte er damit sagen, daß Bochar — und er nicht allein — noch in seinem Alter „solche Gedanken hege?“

Eifersucht? Der Wunsch, sie zu besitzen, offenbar. Aber war dieser Eifersüchtige ein betrogener Rivale? Und das gerade wollte ich wissen, und ich wollte ferner wissen, ob sich die anderen in der gleichen Lage befänden, und ob endlich die Anschuldigungen des Kapitäns begründet seien. Wie sollte ich aber darüber den verschämten Savarot ausfragen, ohne ihn mit einem allzu rohen Angriff zu erzürnen? Ich konnte ihm doch nicht zumuthen, mir zu gestehen, daß sie alle ehemalige Geliebte Cesarinens wären. Aber nichtsdestoweniger konnte ich aus seinen wirtlichen Erklärungen und aus der Erinnerung der schrecklichen Worte des Kapitäns doch nichts anderes entnehmen.

Indessen hatte eine Zwischenbemerkung den Faden seines Geschwäzes unterbrochen; er blieb still und begnügte sich damit, schmerzlich seinen Kopf zu schütteln. Ich errieth, daß er innerlich die Worte wiederholte:

„Arme Cesarine! arme Cesarine!“

Ich knüpfte deshalb die Unterhaltung wieder an, indem ich auf seine Gedanken antwortete:

„Aber warum sind Sie denn so untröstlich? Warum Sie denn, Sie?“

„Ach!“ entgegnete er. „Sie wissen das ja nicht, Sie können das ja gar nicht wissen. Wenn Sie dieses Haus früher gekannt hätten! Seit fünf und zwanzig Jahren komme ich hierher, seit fünf und zwanzig Jahren, und ebenso diese Herren. Einige sind älter als ich, so dieser Herr Bocharb. Und beachten Sie wohl. Bisher sind wir dreißig Abonnenten gewesen, sehen Sie. Sie wuchs unter uns auf, und wir hielten sie alle wie unsere Tochter. Sie ist ein merkwürdiges Geschöpf! Sie ist ein mathematisches Genie. Thatsächlich ein Genie. Ihr Vater war zweifellos selbst sehr tüchtig; nur ein etwas grillenhafter Geist, zu vollgejogen von Wronski, zu vollgejogen, soll ich es sagen? von . . . von . . . nun von Alkohol. Das ist bei ihm eine Art mathematischer Berrücktheit. Nun? Sie verstehen mich. Kurzum, Träume über das Unergründliche. Trugbilder der Wissenschaft, ja, ja! Aber interessant, sicher sehr interessant! Zum Beispiel die  $n$ -dimensionale Geometrie! Ein außerordentlicher Mensch alles in allem! Aber sie, sie! Um wie vieles fruchtbarer ist sie doch! Weil sie nicht weniger transzendental veranlagt, zugleich aber ungleich klarer ist. Aber um Ihnen die Sache greifbarer zu machen. Denken Sie sich ein Beispiel an der Integralrechnung . . .“

„Verzeihen Sie,“ erwiderte ich, da ich sah, daß wir uns von dem Ziele entfernten, „aber ich bin kein Mathematiker.“

„Ah!“ erwiderte er mit Bedauern. „Um so schlimmer, um so schlimmer! Ihr Freund Paul ist wenigstens ein Mathematiker. Und sogar ein hervorragender, wie ich zugeben muß. Das ist zwar nicht die Ansicht des ehrenwerthen Herrn Bocharb — aber sei es darum! Es ist meine und zwar meine wohlbegründete Meinung. Sie können es mir glauben. Mich verhindert kein persönlicher Groll, dies anzuerkennen. Ich bin unparteiisch. Ihr Freund ist, soweit es sich um ihn als Mathematiker handelt, nicht zu verachten, so viel steht fest. Und in meinem Kummer ist das wenigstens ein Trost, ja, eine Art von Trost, wenn ich daran denke, daß Cesarine sich nicht zu sehr, . . . mein Gott! nein . . . zu sehr . . . weggeworfen hat.“ (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Zunahme der Blitzgefahr.

Von Hans Brendel.

Die statistischen Aufstellungen der Feuerversicherungs-Gesellschaften und der meteorologischen Stationen gestatten keinen Zweifel an der Thatsache, daß die Blitzgefahr im Wachsen ist. Eine sehr lange Reihe von Beobachtungen, wahrscheinlich die längste existirende, liegt für die Stadt Lüneburg vor, wo man die Gewitter seit dem Jahre 1778 feststellt. Dieser Ort gehört, wie Süd- und Mitteleuropa mit Ausnahme weniger kleiner Bezirke, zu einer Zone, die durchschnittlich 15 bis 30 Gewitter jährlich erlebt, und damit stimmt die Anzahl der Lüneburger Gewittertage, 16,4 im Jahre, sehr gut überein. Während die Ziffer, natürlich mit Schwankungen, über 100 Jahre ziemlich konstant bleibt, hat die Zahl der Blitzschläge in demselben Zeitraum langsam, aber entschieden zugenommen.

Veröffentlichungen über Blitzschäden in Bayern existiren seit 1833. Danach betrug die Zahl der jährlichen Brandfälle durch Blitzentzündung anfänglich im Jahre durchschnittlich 23, in den beiden Dezennien 1844 bis 1865 fast 52, in den Jahren 1866—1879 über 100 und in der folgenden Zeit noch beträchtlich mehr. Während im Laufe der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre von einer Million versicherter Gebäude im Durchschnitt alljährlich nur 32 vom Blitz beschädigt wurden, fielen anfangs der achtziger Jahre unter einer Million durchschnittlich 97 dem gleichen Schicksal anheim. Die Blitzgefahr hat sich demnach innerhalb

des betrachteten Zeitraums verdreifacht, und nicht nur die Häufigkeit, sondern auch die Heftigkeit der Gewitter scheint fortgesetzt zu wachsen, indem während der ersten fünf untersuchten Jahre an einem Gewittertage von einer Million Gebäuden im Durchschnitte 1,6 getroffen wurden, in den letzten fünf aber 2,5.

Wenden wir unsern Blick nach Norddeutschland, so läßt sich auch hier eine beträchtliche Zunahme der Blitzschläge feststellen, und zwar innerhalb eines noch weit kürzeren Zeitraumes. Im Jahre 1882 wurden in Preußen 732 Beschädigten vom Blitze beschädigt; diese Zahl wuchs in den sieben folgenden Jahren allmählig auf 1406, also auf das Doppelte der Treffer des Jahres 1882, und wenn auch innerhalb dieses Zeitraums ein zeitweiliges Abnehmen der Gefahr einzutreten schien, so wurde die niedrige Ziffer des Ausgangsjahres doch niemals wieder erreicht, jene des Endjahres dagegen mehrmals überschritten. Ebenso nimmt die Gefährdung menschlichen Lebens durch das Gewitter unausgesetzt zu, ein Umstand, der sich schon bei aufmerksamem Verfolgen der Hybrid „Unglücksfälle“ in den Tageszeitungen aufdrängt und durch alle zuverlässigen statistischen Aufzeichnungen zur Gewißheit erhoben wird. So liegt, um nur ein Beispiel zu geben, die Zahl der durch Blitzschlag Getödteten in Preußen innerhalb acht Jahren von 79 auf 106 und erhob sich in zwei Jahren noch beträchtlich über diese Ziffer. Ziehen wir die Zahl der bloß Getroffenen und zeitweise oder dauernd Geschädigten in betracht, so fällt diese Statistik noch viel ungünstiger für die Gegenwart aus. Alles in allem genommen, kann man behaupten, daß die Gefährdung durch Blitz innerhalb der letzten siebenzig Jahre auf mehr als das Dreifache gestiegen ist.

Diese Zunahme der Blitzgefahr, die auch für die Schweiz, Oesterreich-Ungarn und andere unserer Nachbarstaaten nachgewiesen ist, vertheilt sich nun keineswegs gleichmäßig über das ganze Gebiet. Abgesehen davon, daß einzelne Gegenden je nach ihrer Lage zu den Zugstraßen, denen die großen Gewitter mit Vorliebe folgen, mehr oder minder ausgekehrt erscheinen, ergiebt sich auch ein auffallender Unterschied zwischen Stadt und Land. Auf je eine Million vorhandener Wohnungen kamen in den Stadtgemeinden rund 200, in den Landgemeinden 400 und in den Gutsbezirken etwa 750 schädliche Blitze; die Blitzgefahr ist in den Landgemeinden also doppelt, auf den Gütern fast viermal so groß wie in den Städten! Dieser Umstand ist vielleicht ebenso schwer zu erklären wie das Anwachsen der Zahl zündender Blitze überhaupt. Denn während die Verhältnisse, die die Blitzgefahr in Städten verursachen, anscheinend dieselben geblieben sind, haben sie sich auf dem Lande bedeutend gebessert. Unter dem Drucke der Feuerversicherungs-Bedingungen sind die Stroh- und Schindeldächer der harten Dachung, die Holz- und Fachwerkbauten massivem Mauerwerk größtentheils gewichen, und auch der Blitzableiter ist auf dem Dorfe und dem Gutsbofe weit häufiger zu finden als früher: und dennoch hier diese unverhältnißmäßig größere Gefährdung!

Fragen wir nun nach den Ursachen der steigenden Blitzgefahr, so liegt es nahe, sie in einer Zunahme der Gewitter überhaupt zu suchen, mit deren Vermehrung ja auch die Zahl der Blitzschläge wachsen müßte. Eine solche Zunahme ist zwar vorhanden, aber sie ist äußerst gering und schlägt bisweilen sogar in eine Abnahme um, reicht also zur Erklärung der Erscheinung nicht aus. Vielleicht erzeugt aber gegenwärtig jedes einzelne Gewitter eine ungleich größere Anzahl von Blitzstrahlen als früher. Diese Vermuthung hat viel für sich, wenn sie sich auch nicht beweiskräftig feststellen läßt. Dazu müßten wir eben erst eine unumstößlich sichere wissenschaftliche Theorie der Gewittererscheinungen haben, eine Forderung, deren Erfüllung noch in weitem Felde zu liegen scheint. Zwar giebt es einige Duzend Gewittertheorien, und jeder Theoretiker ist von der Wichtigkeit der seinigen seifenfest überzeugt; aber keine von ihnen ist bisher Allgemeinut der Wissenschaft geworden. Am meisten Wahrscheinlichkeit besitzt diejenige Erklärung, die die Quelle der elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre in einer Reibung von Wasser und Eis sieht. Vor jedem Gewitter kann man, solange der Himmel noch nicht ganz bedeckt ist, zwei verschiedene Wolkenarten konstatiren: Die kompakten Gauwollen, die aus Wassertropfchen, und die höher schwebenden Cirrus- und Schleierwollen, die aus feinen Eiskristallen bestehen, da selbst in den heißesten Sommermonaten in 3000 bis 4000 Meter Höhe schon Gefrieremperatur herrscht. Diese Wolkenmassen sind beim Gewitter in lebhafter, oft entgegengesetzter Bewegung begriffen, wobei eine heftige gegenseitige Reibung der Wasser- und Eistheilchen erfolgt. Diese erzeugt, solange die Wollenbewegung andauert, fortgesetzt neue Elektrizitätsmengen, also auch neue Blitze.

Wenn diese Erklärung richtig ist — und sie hat sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich — so fragt es sich, ob Ursachen vorhanden sind, die gegenwärtig eine stärkere Vermehrung der atmosphärischen Wassertheilchen herbeiführen als früher. Diese Frage muß bejaht werden. Der Waldbestand, Mitteleuropas dieser vorzüglichste Schutz des Bodens gegen übermäßige Wasserentziehung, hat seit einem Jahrhundert bedenklich abgenommen, und infolge dessen wird der Luft weit mehr Feuchtigkeit in Dampfform zugeführt als vordem. Die Ueberführung des Wasserdampfes in Tropfen- und Kristallform wird durch die Anwesenheit von Staubtheilchen in der Atmosphäre sehr gefördert, und daß die Verunreinigung der Luft durch Staub, besonders durch Kohlenstaubtheilchen, heute unvergleichlich größer ist als früher, läßt sich angefecht der ungeheuren Ausbreitung der mit Kohle arbeitenden Industrieanlagen nicht leugnen. Somit haben wir in der fortschreitenden Entwaldung und in der Verschlechterung der

Atmosphäre durch Staub wahrscheinlich zwei Gründe, die auch bei gleichbleibender Gewitterzahl mehr elektrische Entladungen als ehe- dem herbeiführen können.

Zugegeben endlich, daß weder die Zahl der einzelnen Gewitter noch die der Blitze zugenommen habe, so bleiben auch dann noch Ursachen genug, die derselben Anzahl elektrischer Entladungen ver- derblichere Wirkungen zusichern müssen als früher. Da die Blitz- gefahr auf dem Lande ungleich mehr gewachsen ist als in den Städten, so müssen wir dort nach Gründen suchen, und sie sind augenfällig genug. Aus früheren Jahrhunderten stammende Dörfer und Gehöfte liegen in den meisten Fällen in Bodeneinsenkungen, Niederungen, kleinen Thälern, sei es, daß die Erbauer hier mehr Schutz vor Wind und Wetter für ihre primitiven Wohnungen er- warteten, sei es, daß sie von dem Wasserlauf angezogen wurden, der solchen Bodensenkungen zu folgen pflegt, oder daß sie ihre Wohnsitze den Augen heutzüchtiger Eindringlinge möglichst zu ent- ziehen wünschten. Vergleichene Motive sind in unserem Jahr- hundert nicht mehr maßgebend. Man baut die wetterfesten Woh- nungen auf lustige gesunde Höhen, ohne Rücksicht auf die fliehenden Gewässer, da man leicht Brunnen anlegen kann, und begiebt sich auf diese Weise des natürlichen Schutzes, den die wasser- reiche Niederung gegen den Blitz gewährt. Die niedrigen einstöckigen Häuser werden durch höhere Gebäude mit scharfen Ecken, Kanten und Spitzen ersetzt, und wenn auch der Blitzableiter den Bewohnern eines solchen Hauses Beruhigung giebt, so ist seine Schutzfähigkeit, zumal wenn sie nicht oft geprüft wird, doch oft eine recht minimale. Ist doch das letzte Wort über die zweckmäßigste Anlage dieser Wetterabwehrvorrichtung durchaus noch nicht gesprochen! Dazu hat der Landmann sich eines recht wirksamen Schutzes selbst beraubt, indem er die hochragenden Pappeln, Espen, Ulmen und Eichen, die ihm früher Stall und Scheune beschatteten, fällt; wie oft zogen sie den Wetterstrahl, der jetzt das Gebäude selbst treffen muß, auf ihr grünes Haupt!

Die Umgestaltung des wirtschaftlichen Betriebes führt eine weitere Erhöhung der Blitzgefahr herbei. Während früher das Dorf eine um Kirche und Dorfschick geschlossene, meist baumreiche Anlage bildete, befördert die moderne Landwirtschaft Einzelbauten inmitten der Felder; Scheunen, Borwerke, Meiereien erheben sich vereinzelt aus der glatten Ebene und bieten dem Blitz ausgezeichnete Treffpunkte. Die allmählig unauffällig fortschreitende Zerstückelung des Großgrundbesitzes schafft früher nicht vorhandener Einzelgehöfte, und diese gefährdeten Einzelanlagen werden durch die Verlegung der Fabriken aus offene Land vermehrt. Man dürfte kaum zu hoch greifen mit der Behauptung, daß diesen Einzelbauten im Vergleich zur geschlossenen Dorfanlage das dreifache Maß von Gefahr droht.

Die Frage, wie der wachsenden Blitzgefahr zu begegnen sei, ist nicht leicht zu beantworten. In erster Linie müßte eine Ver- minderung der in den Wetterwolken sich häufenden atmosphärischen Elektrizität und ein allmählicher Ausgleich der elektrischen Spannung angestrebt werden. Das kann durch weitere Beförderung von Oed- länderreien erreicht werden. Dagegen wird sich gegen die fortschreitende Vereinzelnung landwirtschaftlicher Baulichkeiten kaum ankämpfen lassen, da eine rationelle Bewirtschaftung von Grund und Boden sie gebieterisch verlangt. Doch wird sich auch in dieser Hinsicht die Gefahr durch Vermeidung hoher Lage, durch solide Bauart und Anlage gut konstruierter Blitzableiter wesentlich vermindern lassen. Für die Sicherung menschlichen Lebens vor der Blitzgefahr wäre sehr viel gewonnen, wenn der einzelne im gegebenen Falle die Selbst- beherrschung besäße, die allen geläufigen Sicherheitsmaßregeln wirk- lich zu befolgen, statt sie immer wieder zu verletzen. Man lasse sich auf ebenem Felde durch den Platzregen, der das Gewitter gewöhn- lich begleitet, nicht unter einen Baum treiben, sondern warte zu- sammengekauert oder der Länge nach ausgestreckt das Ende der Gefahr ab; man lasse sich auf der Landstraße nicht zum Laufen oder zum Schnellfahren verleiten, sondern begeben sich lieber aus dem Bereich der Chauffeebäume und der dampfenden Pferde fort; man lege metallene Gegenstände, wie Sense, Spaten und dergleichen beiseite; man stehe vor allem nicht in Haufen zu- sammen, sondern vereinzelne sich sofort, da der Blitzstrahl nicht nur durch eine Gruppe leichter angezogen wird, sondern auch aus einer Schaar gewöhnlich mehrere tödtet oder verletzt. Muß man den Schutz eines Laubdaches suchen, so vermeide man die Eiche; sie, der Baum des Donar, und die Nadelhölzer sind infolge ihres geringeren Fettgehaltes dem Blitzschlag weit mehr ausgesetzt als die „Fett- bäume“ Buche, Linde, Walnuß, Birke; auch Ulme und Erle scheinen weniger blitzgefährlich zu sein. So wird man wenigstens den Folgen der wachsenden Blitzgefahr für das eigene Leben sicher ent- gegenarbeiten. —

### Kleines Feuilleton.

— Ueber den „Devotionsstrich“ plaudert ein Mitarbeiter der „Köln. Z.“ folgendermaßen: „Er ist nicht mehr. Wer? Nun, jener große Unbekannte, von dem niemand so recht wußte, woher er kam, dessen Fehlen aber sehr auffiel und als unberechtigter Eigenthümlichkeit übeln Eindring machte, jene lange Senkrechte, die ängstliche Gemüther geschickt aufs ansehnlichste zu verlängern wußten, wenn sie klüglichen „gebrochenen“ Bogen — schon an sich ein Merkmal der Unter- würfigkeit — zu guterletzt ganz oben nur mit einer einzigen Zeile, höchstens zweien beschreiben, um dann, durchdrungen von dem eigenen Unwerth, mit Hilfe des Lineals ein schnurgrades

Gängeband in der Form eines fetten Striches bis an den untern Rand zu ziehen, so daß für den eigenen unwürdigen Namenszug kaum noch Platz übrig blieb: also die linea directa devotionis officinalis ist förmlich abgeschafft. Wer, das Lineal ver- schmähend, dem Unvermeidlichen einen gewissen Schwung aus freier Hand verlieh und dabei gar an den Enden einen Haken schlug, verriet er damit nicht seinen unverzeihlichen Widerwillen? Ja, er lieferte am Ende in den Augen höherer Bestrengen eine nicht mißzuverstehende Zeichnung zu dem ungehörlichen Sprichworte: usus est tyrannus, zu deutsch: nicht alles, was Gebrauch, ist schön; daß es aber lästig, ist hier gewiß. Am längsten tristete der Schicksalsstrich sein Dasein im Reiche der Gerechtigkeit, wohin er doch am wenigsten gehörte. Es wurde ihm freilich arg zugefegt. Andere Behörden gingen mit Selbstverleugnung voran und forderten zunächst den Geburts- und Tauffchein. Aber er konnte weder den einen noch den andern vorweisen. Das war schon schlimm. Rasch entschlossen berief er sich auf die hundertjährige Ver- jährung und trat den Beweis dafür an. Ach, der Herzengute, er mußte nicht, daß dies gerade sein Verderben war. Als wenn das Recht des Jopfes noch gälte, und unser Strich auf dem Papier schließlich nichts anderes gewesen wäre, als das leidhaftige Konterfei jenes Jopfes, der uns allen hinten hing und hängt. In seiner Todesangst wollte er durch Zugeständnisse sein Leben fristen, sich kürzen, verstümmeln, schneiden und beschneiden lassen, um, auf ein gar winziges Wesen zusammengeschrumpft, hinfüro nur mehr An- deutung denn ausgesprochene Bedeutung zu sein, aber das alles wollte nicht verfangen. Fort mußst du, deine Uhr ist abgelaufen! Wie gesagt, andere Behörden hatten ihn bereits ausgetrieben, da endlich saß auch die bedächtige Themis der helle Zorn, sie giebt dem zum Tode Verurtheilten noch schnell einen ehrlichen deutschen Namen, verweist ihn aber in demselben Augenblick den Todesstrich und spricht unter dem ewig denkwürdigen 25. Juni 1897 im Justiz- Ministerialblatt für die Preussische Gesetzgebung und Rechtspflege das Wort: „Der sogenannte Ergebenheitsstrich . . . kommt in Wegfall!“ Dies sogenannt ist gut. Sta, viator! Kein schönerer Tod, als um die Sonnenwende zu fallen. Er hat seine Schuldigkeit und mehr gethan, er war des Unterganges würdig und werth. Einen Augenblick verweilen wir am Grabe dieses beredtesten aller Gedanken- striche, dieser fleischgewordenen Ergebenheit aller Ergebenheiten. Sie ruhe sanft, die langjährige Begleiterin frebsamer Menschen von der Wiege bis zur Bahre, nun selbst eine große, schöne Leiche. Wer hätte das gedacht? Auch du, du! Aber dann mit schnellen Schritten hinweg von dem Orte, wo der Devotionsstrich mit so manchen an- dern unberechtigten Eigenthümlichkeiten abgethan für immer begraben liegt, und entgegen dem ersten Morgenstrahl des kommenden Jahr- hunderts, das aber für solche Kultusstätten hoffentlich auch noch Mit- leid übrig haben wird, und wäre es auch nur in der Form eines mitleidigen Lächelns. Fahr wohl!“ —

### Literarisches.

n. Dora Dunder: „Mütter.“ Drei tragische Novellen. Berlin, 1897. F. Fontane u. Co. — Warum die drei Geschichten gerade einen tragischen Abschluß finden mußten, ist nicht recht ver- ständlich. Diese willkürliche Lösung der gestellten Probleme durch Mord, Selbstmord und unvorsichtige Tödtung beweist aber deutlicher als jede Kritik, daß es der Verfasserin an besonderer Gestaltungs- kraft fehlt. Am klarsten tritt dies in der Novelle „Sturm“ zu tage, die in künstlerischer Hinsicht die beste, in der Durchführung der Fabel aber die schwächste der drei Erzählungen ist. Hier fordert der Selbstmord des Liebespaares den Widerspruch geradezu heraus. —

### Theater.

— Frau Grimm-Sinöbshofer ist von der Operette zum Schauspiel übergegangen. Diesen Schritt zu thun, wurde ihr schon vor 13 Jahren angerathen, als sie noch Fräulein Grimm hieß. Jetzt ist sie auf fünf Jahre für das Berliner Theater verpflichtet worden. —

— Volksvorstellungen aus öffentlichen Mitteln! Vom Landtag in Gotha wurde ein sozialdemokratischer Antrag, in jeder Spielzeit des Gothaer Theater (10. Januar bis 10. April) zehn Vorstellungen an Sonntagsnachmittagen mit dem Preise von 40 Pfg. pro Platz zu geben, einstimmig angenommen mit der Ab- änderung, daß statt 10 jährlich 7 Vorstellungen gegeben werden sollen; also etwa alle 14 Tage eine Vorstellung. —

### Aus der Vorzeit.

— Prähistorische Zeichnungen in der Höhle von La Mouthé. Der „Frankf. Z.“ wird aus Paris geschrieben: Vor einem Jahre ungesähr untersuchte der bekannte Paläontologe G. Rivière in der Dordogne bei dem Dorfe La Mouthé im Kreise von Sarlat eine zehn Meter tiefe Höhle, in welcher sich geschliffene Kieselsteine und primitive Thonscherben fanden. Der Gelehrte er- kannte bald, daß es sich da um zwei Schichten prähistorischer An- siedelung handelte, von denen die obere der neolithischen, die untere der paläolithischen Periode angehörte. Die Fundstücke waren reichlich und werthvoll, aber lehrten nichts Neues. Als aber Rivière an der hinteren Höhlenwand weitergrab, eröffnete sich ein schmaler Schacht, durch welchen er kriechend in eine weit größere, 147 Meter tiefe Höhle gelangte. Niemand unter den Kindern des Landes hatte von dieser zweiten Höhle eine Ahnung gehabt.

Ihr Zugang war offenbar schon seit Jahrtausenden durch neue Kalk- und Tropfsteinbildungen verschlossen worden. Das merkwürdigste war jedoch, daß die Wände dieser neuen Höhle mit zahlreichem, zweifellos prähistorischen Zeichnungen bedeckt waren. Diese Zeichnungen stellen ein Unikum in der Paläontologie dar, welches, wie es scheint, nur in der noch nicht genügend erforschten Höhle von Altamira in Spanien eine Analogie besitzt. Die Umrisse sind einfach eingerißt, aber stellenweise findet sich auch der Aufsatz zur Malerei durch aufgetragene braune Ockerflecken. Mit großer Mühe gelang es dem Gelehrten, vier dieser Zeichnungen genügend von ihrem Ueberzug von Tropfstein zu reinigen, um sie bei einer Beleuchtung von 140 bis 150 Kerzen und einer Exposition von  $4\frac{1}{2}$  bis 6 Stunden photographiren zu können. Die „Revue Encyclopédique“ giebt in ihrer letzten Nummer diese vier primitiven Versuche bildlicher Darstellung wieder. Der interessanteste und relativ best ausgeführte läßt deutlich den in historischer Zeit in Frankreich ausgestorbenen Auerochsen erkennen, von welchem Knochenreste in der Höhle selbst gefunden wurden. Freilich ist der Höcker des Thieres zu groß gerathen. Statt bloß die Schultern zu erhöhen, setzt er sich fast bis zum Schwanzansatz fort. Auch der Aufsatz der großen gebogenen Hörner ist nicht der übliche, aber die Kopfform stimmt, und auch der eigenthümliche Bart unter dem Unterkiefer ist durch zahlreiche Striche deutlich angegeben. Die Beine sind richtig gebildet, aber viel zu klein im Verhältniß zum Körper. Eine zweite Zeichnung stellt eine Hirschart dar. Die Pose ist aus Absicht oder aus Ungeschick sehr ungewöhnlich. Die Vorderbeine sind stark nach vorn gestemmt und der nur in Spuren sichtbare Kopf stark zurückgebogen. Ob der konnere Umriß des Bauches wirklich ein trächtiges Thier darstellen soll, mag dahingestellt bleiben. In dieser Figur ist eine Reihe von Ockerflecken offenbar mit Absicht dem Rücken entlang angebracht worden, um die Zeichnung des Fells anzudeuten, das demnach einer Damhündin oder einer Rennthierkuh zuzuweisen wäre. Die dritte Thierfigur ist ein räthselhaftes Mittelbeing zwischen Hind, Pferd und Schwein. Der Kopf scheint einem Pferde, der Leib und der Schwanz einem Rinde und die kurzen Beine einem Schweine anzugehören. Nividore sieht in dem Wunderthier nur einen unglücklichen Versuch, irgend eine Rinderart darzustellen. Dem Umfang nach ist diese Zeichnung die größte, denn sie mißt 1,38 Meter, während der Auerochse nur einen Meter lang und 0,55 Meter hoch ist. Die vierte Zeichnung besteht, wie es scheint, nur aus schrägen Ockerstreifen mit einem Aufsatz zu Zickzackbewegung, die sich links oben in kleinerem Maßstabe wiederholt. Nividore will darin eine zeltartige Hütte in Dreiviertel-Stellung und in den kleinen Zickzack ein Hüttenlager in der Perspektive erkennen, was wohl etwas gewagt sein dürfte. Der ornamentale Versuch genügt zur Erklärung. Der verdienstliche Entdecker der Höhle von La Mouthe hat übrigens seine Untersuchungen noch lange nicht abgeschlossen. Die Regierung leistet ihm bereitwillig Vorschub und hat ihn auch mit einer vergleichenden Untersuchung der spanischen Höhlenzeichnungen zu Altamira beauftragt.

**Geographisches.**

— k. Einen merkwürdigen See schildert ein Reisender, der vor kurzem eine Reise durch Alaska (Nordamerika) beendete, in einer englischen Zeitschrift. Es handelt sich um einen kleinen See, den Selawit-See. Derselbe hat Ebbe und Fluth, sehr wahrscheinlich infolge einer unterseeischen Verbindung mit dem Meere. Am Grunde des Sees ist Salzwasser, an der Oberfläche Süßwasser. In dem See giebt es auch heiße Springquellen, in deren Umgebung das Wasser zwar nicht friert, welche aber von zirkelförmigen Eiszellen in der Höhe von drei Fuß ungefähr, umgeben sein sollen.

**Physikalisches.**

— Ueber das Schwimmen von Metallen auf Wasser und anderen Flüssigkeiten hat, wie „Timar's Mittheilungen“ berichten, ein amerikanischer Physiker, Alfred Mayer, der Zeitschrift „Science“ einen interessanten Bericht eigener Versuche mitgetheilt. Ringe aus Aluminiumdraht verschiedenen Durchmesser schwimmen auf Wasser, vorausgesetzt, daß das Metall chemisch rein ist. Ein Aluminiumring aus 3,6 mm dickem Draht von einem Durchmesser von über 6 cm und einem Gewicht von 5,6 g schwamm zuweilen mehrere Minuten, zuweilen sogar mehrere Stunden auf einer Wasseroberfläche. Bisher wurde in allen physikalischen Werken nur die Thatsache erwähnt, daß Metalle auf Wasser schwimmen, wenn man sie vorher mit Fett beschmiert. Mayer hat nun aber gefunden, daß sämtliche Metalle, von den schwersten bis zu den leichtesten, d. h. vom Platin, das 22 mal, bis zum Magnesium, das 1,7 mal schwerer ist als Wasser, auf Wasser schwimmen, sofern nur ihre Oberfläche aus chemisch reiner Substanz besteht. Er wandte Ringe an aus Aluminium, aus Eisen, Zink, Kupfer, Messing und Neusilber von 5 cm Durchmesser. Die Ringe wurden so hergestellt, daß ihre Fläche in einer Ebene lag. Dann wurde in dem Mittelpunkt jedes Ringes auf einem Querdraht ein dünner sentrechtler Draht angelöthet, der oben ein Plättchen von dünnem Metall trug. Auf dieses Plättchen wurden so lange Gewichte heraufgesetzt, bis der Ring die Oberfläche der Flüssigkeit durchbrach und einsank. Das Gewicht, welches erforderlich war, um den Ring zum Sinken zu bringen, hängt von dem Umfange und der Gestalt des Ringes ab. Mayer nimmt an, daß das Schwimmen der Metalle dadurch zu erklären ist, daß sich

auf der Oberfläche derselben eine verdichtete Luftschicht befindet, die das Untersinken verhindert. Als Beweis für diese Annahme führt er folgendes an: Wenn ein Ring aus Platindrath von 0,4 mm Dicke, der gewöhnlich leicht auf Wasser schwimmt, bis zur Rothgluth erhitzt und, sobald er erkaltet ist, auf Wasser gesetzt wird, so schwimmt er nicht, sondern sinkt unter. Dasselbe ist der Fall, wenn der Ring vor dem Aufsetzen auf das Wasser kräftig trocken abgewischt wird. Wenn er aber darnach noch ungefähr eine Viertelstunde an der Luft hängen bleibt, so schwimmt er wieder, ebenso, wenn der erhitzte Ring noch ungefähr eine halbe Stunde an der Luft bleibt. Ganz ähnlich verhält sich übrigens auch Glas. Wenn ein Stück Glas in eine Spiritusflamme gehalten und unmittelbar nach dem Erkalten auf Wasser gelegt wird, so sinkt es unter, nicht aber, wenn es noch eine Viertelstunde an der Luft gelegen hat. Das benutzte Glas war 1 mm dick und 4 bis 5 cm lang.

**Technisches.**

— Wie man dem „Hannov. Courier“ mittheilt, werden in diesen Tagen von Emden aus Versuche angestellt, um zu ermitteln, ob sich ein Fernsprechverkehr durch die von Emden nach London führenden Kabel ermöglichen läßt. Auch soll der Versuch angestellt werden, ob es zu ermöglichen ist, daß in den einzelnen Kabeladern der Huggesbetrieb (Typendruckapparat) mit Gegensprechsystem eingerichtet wird. Unter Gegensprechschaltung ist eine Schaltungsweise zu verstehen, welche ein gleichzeitiges Telegraphiren in einer Leitung gestattet, so daß also in derselben Leitung gleichzeitig Telegramme ankommen und abgehen können. Mit dem allgemein bekannten Morseapparat hat man dieses Duplexarbeiten schon seit Jahren mit Erfolg betrieben; für den Huggesapparat sind dagegen bisher noch immer gewisse Schwierigkeiten entstanden, zu deren Abheilung die jetzt anzustellenden Versuche mit beitragen sollen. Die englische Telegraphenverwaltung hat zu demselben einen Ingenieur aus London entsandt, während von seiten der deutschen Verwaltung ein Telegrapheningenieur an den Versuchen theilnimmt. Beide Herren sind bereits in Emden eingetroffen.

**Humoristisches.**

— Auch eine Unfallversicherung. In einem internationalen Salon unterhielt man sich, wie der „Figaro“ berichtet, über Versicherungen. Ein Abgeordneter erging sich in längerer Rede über diesen Gegenstand, als ihn eine Amerikanerin unterbrach: „Sagen Sie, was Sie wollen, wir in Amerika sind Ihnen doch, was Versicherungen angeht, um hundert Ellen voraus.“ — „Wie so?“ — „Nun ja, wir versichern uns gegen alle möglichen Dinge. Ich z. B. bin gegen Zwillinge versichert!“ — „Gegen Zwillinge?“ — „Gewiß, ich habe zweimal Zwillinge gehabt, und jedesmal habe ich 50 000 Franken von der Gesellschaft erhalten!“ — Der Abgeordnete mußte eingestehen, daß wir in Europa noch nicht so weit sind. Aber zu seiner Aufklärung fragte er noch: „Und wie nennt man diese Art Versicherung?“ — Die Amerikanerin sah ihn erstaunt an: „Aber natürlich, wie die andere Unfallversicherung!“

— Die Herrschafts-Röchin Adria. Unteroffizier (im Instruktionbuch lesend): „Dieser Punkt befindet sich 100 Meter über der Adria... Streicht mal das Wort aus und schreibt adriatisches Meer dafür — sonst meint wieder einer, das wäre eine Herrschafts-Röchin!“

**Vermischtes vom Tage.**

— In den Farbenfabriken vormals Bayer in Elberfeld ist der südliche Theil des Etablissements durch Feuer zerstört worden. Verbraucht sind 400 000 Kilo Farbstoffe; der Schaden wird auf  $1\frac{1}{2}$  Millionen Mark geschätzt.

— Auf der Strecke Eszathurn-Pragerhof der Südbahn (Ungarn) hat ein Wolkenschwall Ueberschwemmungen und Unterwaschungen hervorgerufen. Der Verkehr bei Pragerhof ist eingestellt.

— In Lille wurde bei der Ankunft eines Zuges aus Tournay in Belgien die Lokomotive von der Zollbehörde angehalten und durchsucht. Es fanden sich auf der Maschine und dem Tender eine große Menge Tabak, 100 Kilogramm Kaffee, 10 000 Cigaren und 10 000 Streichholzboxen. Darauf nahm die Zollverwaltung die Lokomotive in Beschlag. Maschinist und Heizer sind verhaftet.

— Die Verheerungen, welche die Ueberschwemmungen in Süd-Frankreich angerichtet haben, sind weit größer, als man anfänglich geglaubt hatte. In Isle-en-Dodon, südwestlich von Toulouse, sind 293 Häuser eingestürzt. 24 Personen sind umgekommen, hunderte obdachlos.

— Den Petersburger Radfahrerinnen ist von der Polizei ein bestimmtes Kostüm vorgeschrieben worden. Für die Nummern, die die Polizei den Radfahrern aushändigt, erhebt sie eine Gebühr von 3 Rubeln 75 Kopeten.

c. e. In den Gouvernements Chersson und Bessarabien wird eine Expedition von deutschen Gelehrten erwartet. Dieselbe wird sich mit der Erforschung des Lebens und Treibens der russischen Zigeuner, die vorherrschend in diesen Gouvernements ihre Heimath haben, befassen.

— In den Gouvernements Petersburg, Nowgorod und Olonez ist die sibirische Rinderpest aufgetreten.